Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 17 (1913)
Heft: [15]

Artikel: Vom Schlosse Elgg
Autor: Amberger, Olga
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-587654

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Vom Schlosse Elgg.

Nachdruck verboten.

Plauderei von Olga Amberger, Zürich.

Dazu eine Kunstbeilage und neun Textbilder nach photographischen Aufnahmen von Alfred Ryffel, Zürich.

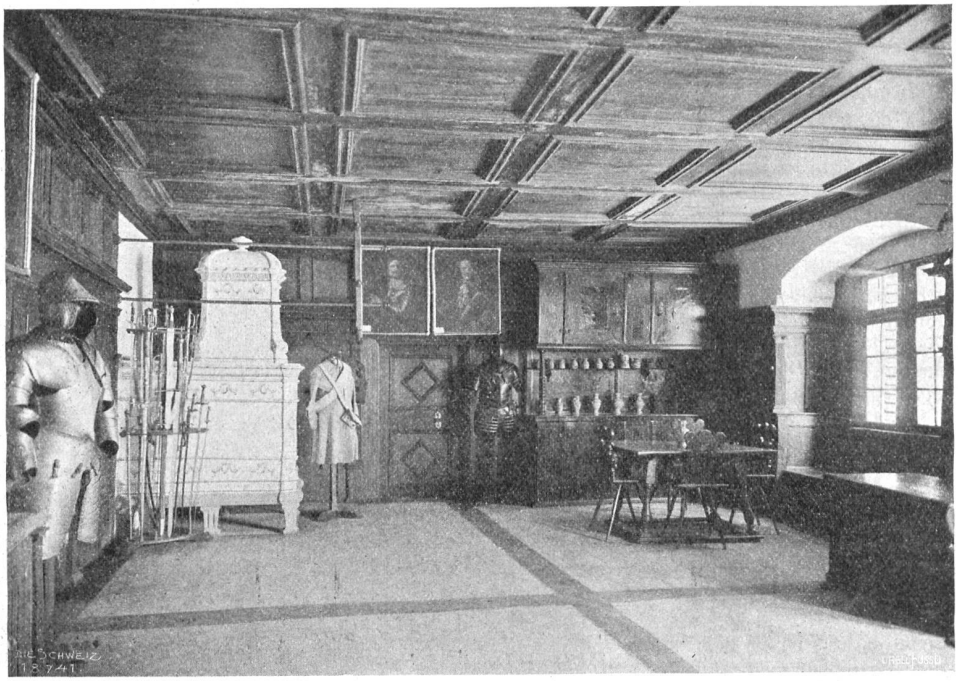
Das Schloß Elgg kommt wie aus Träumen heraus. An einem uralten Tage findet man seinen Namen zum ersten Male genannt. Er schwingt sich aus dem Unerforschlichen empor und spricht von langer langer Vergangenheit. Immer wieder haben seine Laute sich verschoben im Menschenmunde, bis aus seinem frühesten Klange Ailachaugia allgemach Elggau und Elgg gemodelt worden ist.

Das hält jetzt am Ende aus, über uns und unsere nächsten Jahrhunderte hinaus!

Ailachaugia, das ist: Au an der Ailach und ist der frische grüne Fleck Gotteswelt, worauf das Dorf Elgg sein Leben, Weben und Gedeihen hat. Es scheint ein fröhliches, gutes Wachstum zu sein in den zusammengeketteten Giebel- und Riegelhäusern und unter der köstlich duftenden Schale einer mächtigen Lindenkrone. Sie blüht auf dem Kirchplatze. Das Schloß aber erhebt sich auf einem Hügel gegen Mittag und hütet im Arm von rauschenden Bäumen Blatt um Blatt seiner Geschichte.

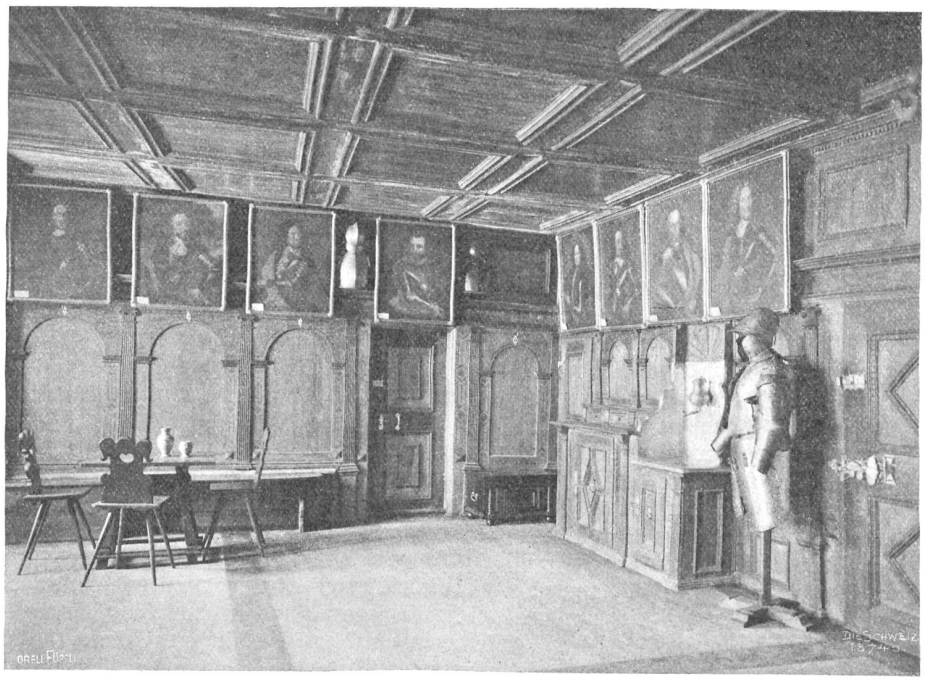
Eine Wagenschmiede mit Hammerklang und zuckenden Flammen in kohlschwarzer Werkstätte ist das letzte, was man vom Dorfe hinter sich läßt. Dann beginnt der stille, steigende Wanderweg zur Höhe hinauf. Nur kurz ist er, und seidenschwarze Krähen kreuzen manchmal darüber. Die Kastanienbäume in der Schloßallee oben sind reckenhaft hoch gestreckt. So kommt es, daß die Burg ihre natürlichen Riesenwächter hat. Sie trotzen beständig: „Unser Schloß ist ein sichtbar vornehmes Haus, ein Edelsitz.“ Man muß den aufrichtigen Kastanienbäumen recht geben. Hätte man je gedacht, daß nach der Himmelshöhe zugeschnittene Kastanienstämme so wirksam sein können, wenn sie ihre schrägen Schattenstreifen über den Weg werfen! Und jeder Schattenstrich könnte ein begrabenes Jahrhundert vorstellen. So alt! Da fängt der Forschergeist zu rumoren an: „Ich möchte wissen ... Aufdecken wollte ich ...“ Aber die Geschichtsquellen des Schlosses liegen einstweilen in Buch und Tasche verstaut. Sie ruhen prächtig dort. Das Schloß soll nun einmal mit den genießenden Augen gestürmt werden, gleichsam durch die empfindsame Seele, mit dem Gefühl. Das darf dann freilich so lodernd sein wie der heiße Wagemut von allen Elgger Kriegsherren zusammen. Und von dieser Art hat es viele gegeben. Ach, ihre scharfen Augen sind schon lange im Todesschlummer ausgeronnen, ihre harten Hände sind unter dem Boden zermürbt! Bloß das Schloß blieb stehen, stark und edel. Es kennt die Geschichte von ganzen Geschlechtern. Wenn wir mit seinem Anfange rechnen wollten, müßten wir um mehr denn tausend Jahre zurück. Wo ist der alte Turm, der den Ursprung der Burg bildete? Auf dem knappen Raume von zehn Metern im Geviert stemmte er sich einst aus ungefügen Steinblöcken zum Tageslichte empor. Rechts vom Schloßeingange weilt sein unterster Teil noch da, verbissen brütend, mit tückischen Ecken um sich schauend unter dichtem Geschling. Anfangs stand er allein am Platze, und das Wohnhaus wurde erst später angebaut. Der Turm zählt darauf, daß er eines Tages wieder aufgerichtet werde und den wehenden Lüften näher rücke!

Im Vorhofe stößt man auf den Sodbrunnen. Er ist so tief wie eine dunkle Seele. In seinem Augenstern ganz unten im Grunde glimmt eine verlorene Legende. Um einen Reitersmann handelt es sich. Es ist eine geheimnisvoll schöne Sache, und es müßte auch etliche Kunde von einer holdseligen Jungfrau dabei sein. Ich hörte einmal etwas darüber singen, klingen und zerspringen wie Glas. Nur die junge Sonne und der eigene Mund lachen einem jetzt aus der fünfundzwanzig Meter tiefen Versenkung entgegen, und die Wasserscheibe wird von einer heranspülenden Quelle taghell durchglitzert.



Schloß Elgg. Gerichtsstube.

Aber man drängt durch das Schloßtor; man kann es nicht erwarten, bis die Schlüssel ausgeklappert haben und man da drinnen steht. Denn man hat erfahren:



Schloß Elgg. Gerichtsstube (mit Ahnengalerie).

Das ist das einzige Schloß, meilenweit und länderbreit in der Runde, das inwendig noch die vollkommene Einrichtung birgt, wie sie vor fast zweihundert Jahren ein Schloßherr an seinem winterlichen Sterbetage zurückgelassen hat. Seither hat kein Finger daran rühren dürfen. Generalmajor Hans Felix Werdmüller war der Mann. Aus Mangel eigener Nachkommenschaft verordnete er im Jahre 1715 durch ein feierliches Instrument die Herrschaft Elgg seinem von Otto Werdmüller abstammenden Geschlechte zu einem Geschlechtsgut. Solcherart hat es sich bis auf diesen Tag erhalten. Und wir vermögen nun von Angesicht zu schauen, wie vornehme Wohnräume im achtzehnten Jahrhundert ausgesehen haben. Die ältesten Bestände der Ausstattung reichen sogar in frühere Jahrhunderte zurück.

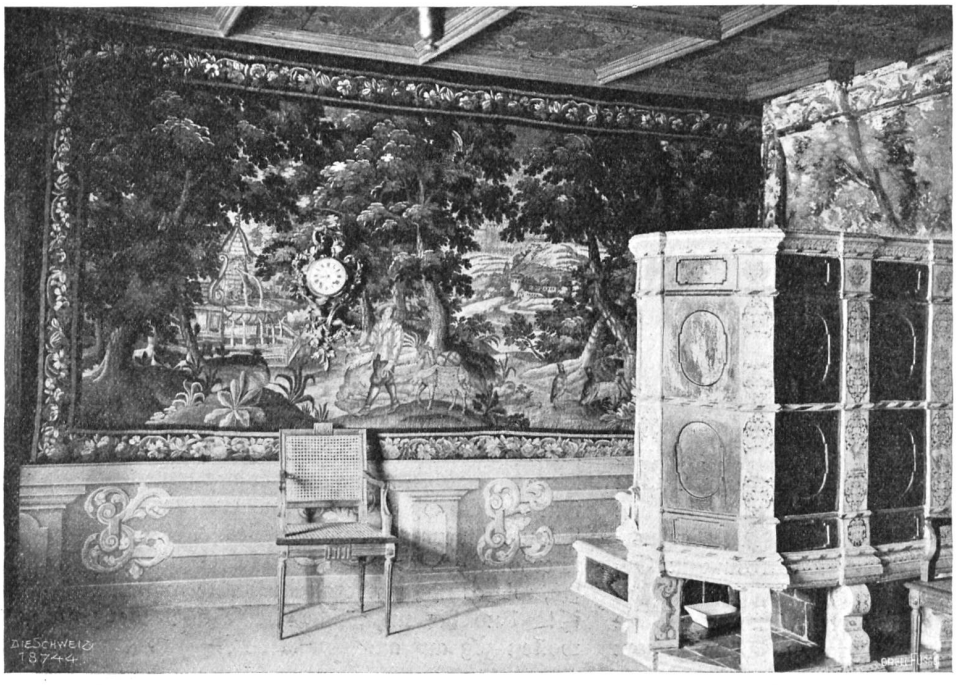
So streift man denn nochmals durch das ganze Dasein des Schlosses. Viele hundert Jahre hindurch gehörte Elgg zum Kloster St. Gallen. Eine Schenkungsurkunde der Abtei aus dem achten Jahrhundert bringt die erste Botschaft hierüber. Bis vor kurzem hörte man raunen, daß der gelehrte St. Galler Mönch Notker Balbulus auf dem Schlosse geboren worden sei, in einer kleinen Stube, vor deren Fensterlein die alten Bäume ewige Lieder summen. Die gründliche Geschichtsforschung unserer Tage wischte diesen Gedanken aus; die Romantik hätte ihn gern behalten und hätte ihn weiterläuten lassen unter lauter fernherströmenden Gesängen des geistlichen Dichters.

Im Jahre 1289 trat die Abtei ihre Hoheitsrechte über Elgg an Oesterreich ab. Die darnach in der Herrschaft regierenden Herren haben nach der Chronik viel schwellenden Prunk in das Schloß getragen. Dazwischenhinein haben sie dann wieder die Faust gewetzt und haben dreingehauen, damit ihnen weder das Schwert noch die Kraft des Blutes einroste. Hinterdrein gönnten sie sich ein festliches Ausruhen. Man sieht im schweifenden Geiste, wie ihre gleißenden Gewänder um das graue Schloß aufleuchteten, wie geschmückte Rosse ihrer harrten unter scharlachroten Reitdecken, und man vermeint zu hören, wie das Jagdhorn durch den Tag erscholl, während flinke Hunde atemlos aufsprangen. Pfeifen, Fiedeln und Lauten gaben Begleitschaft dazu und mußten in das grüne Blattwerk hinaufjubeln, derweil die Minnelieder verstohlen säuselten. Viel Pracht stand ringsum in Gelagen und beim Schmause, Nacht und Tag, unter der Flut von schweren und süßen Weinen. Und hohe Gäste zogen im Schlosse an und ab. Frauen, schöne Frauen müssen auch dabei geweilt haben. Heute noch möchte ich einer vieledeln Dame eine Blume reichen, wenn sie sich schnell zeigen wollte. Einen Arm voll eisenblauer Schwertlilien, von den schwülen Blüten, gäbe ich um der erfüllten Laune willen. Den Ritter zu ihren Füßen, den wollte ich noch tausendmal lieber betrachten... Wunderliche alte Episoden möchten lautwerden nach den Aufzeichnungen und sich umschmelzen und ausdeuten lassen durch Dichter und Poeten. Bald fände ein Balladensänger etwas herauszulangen, und bald hätte ein geruhsamer Epiker eine Anregung zu erwägen, und die gewaltigsten Taten und das lieblichste Stückwerk ließen sich verbrämen mit einer Handvoll Eigengespinst. Es ergäbe im ganzen ein unterhaltsames Wesen, und Schalmeien würden ertönen dazu.

Inmitten des fünfzehnten Jahrhunderts fand Elgg sich unter der Oberheit und der hohen Gerichtsbarkeit von Zürich. Zur selben Zeit hatte der Sohn des hochweisen Zürcher Bürgermeisters Meis auf einen erheirateten Pfandbrief hin die Herrschaft Elgg inne. Er hatte ein strenges Regiment, und hochfahrend soll er auch gewesen sein. Und seine Händel zettelte er so lange aus, bis er, selbst verärgert, nichts mehr von Elgg wissen wollte. Darnach kamen neue Herren. Die Herdegen von Hinweil kauften die ganze Herrschaft und wandelten da dezennienlang ihre Familiengeschichte ab, bis ihr Geschlecht erlosch. Und wieder ritt ein anderer Gebieter auf und ließ sich huldigen durch die Gerichtsuntertanen. Nochmals ein Zürcher: der Pannerherr Hans Heinrich Lochmann, der mit seinen reichen Mitteln das Schloß ausbaute und erweiterte. Er starb zu Padua. Abermals setzte der Wechsel ein; ein Geschlecht überholte das andere. So viel brennendes Auf und Ab, wie es nicht anders sein konnte und wie es immer ist! Und die unendliche weiße Welt der Himmelswolken zog auf ausgespannten Flügeln stürmisch oder

milde über das Schloß dahin. Eine Reihe von Namen ſurrt ins Gedächtnis, darunter die Erinnerung an die Augsburger Patrizier von Tägernſtein, die vor lauter Geldverbrauch und tollem Leben ſich ſelbſt im Aberglauben den Goldmachern und Alchemiſten verſchrieben und die leeren törichten Hände fauſtdick in Schulden ſtecken mußten. Nach ihnen übernahm Bonaventura von Bodeck die Herrſchaft, am Maitage 1599. Aus der Familiengruft in Elgg iſt vor etlicher Zeit ein Junker von Bodeck ausgehoben worden. Wenig war von ihm ſelbſt noch da, aber ſein Gewand aus braunem Wollſtoff holte man unverſehrt aus dem Dunkel; wie rauhe Erde ſah es aus, und das Blut war daran angetrocknet, ein Dolchſtich hatte es einſt zum Fließen gebracht. Das dumpfe Kleid hängt nun als älteſtes in der Trachtenſammlung des Schweizeriſchen Landesmuſeums. Hohe ſchwarze Strümpfe hat der Junker getragen und Pluderhoſen darüber, eine enge Sammtkappe und viele kleine Knöpfe über die Bruſt hinunter. Sein Grabſtein lehnt in der Schloßkapelle in Elgg. Davor ſtockt der Sinn einen Augenblick lang über die Stärke einer Samtkappe und über die Zerbrechlichkeit des wertvollen Menſchenkopfes darunter. Allein ein einziger Buchfink in den Schloßbäumen, ein harfenzarter Windzug, ein vom Fenſter aus erſpähtes gelbes Kuhgeſpann auf den Aeckern unten kann mit eins finſtere Gedanken zerſtäuben! Solch einem raſchen Windzug iſt auch der nachmalige Schloßherr gefolgt, der lebensluſtige Rittmeiſter Peter Sulzer von Winterthur. Er iſt eines Tages verſchwunden und hat alles mitgenommen, was er abbrechen konnte im Hauſe. Als Nächſtes entlud ſich ein langzügiger Streit zwiſchen St. Gallen und Zürich, kreuz und quer ging es um den Beſitz von Elgg. Am Ende bezeichnete das Kloſter den Lucas Wald von Altſtetten als Verwalter. 1670 aber erſchien ein neuer Gerichtsherr, der Bündner Hercules von Salis-Marſchlins, der ſich von Zürich das Bürgerrecht ſchenken ließ. Von ihm erwarb Generalmajor Hans Felix Werdmüller die Schloßherrlichkeit. Das heiſcht ein Verweilen und Aufhorchen; denn er hat das Schloß zum Fideikommiß eingerichtet. So glücklich überdacht iſt nicht jedem Edelſitze um ſeine Zukunft geſorgt worden wie dem Gute Elgg, das heute noch unangetaſtet im Beſitze der Otto Werdmüllerſchen Familie ruht.

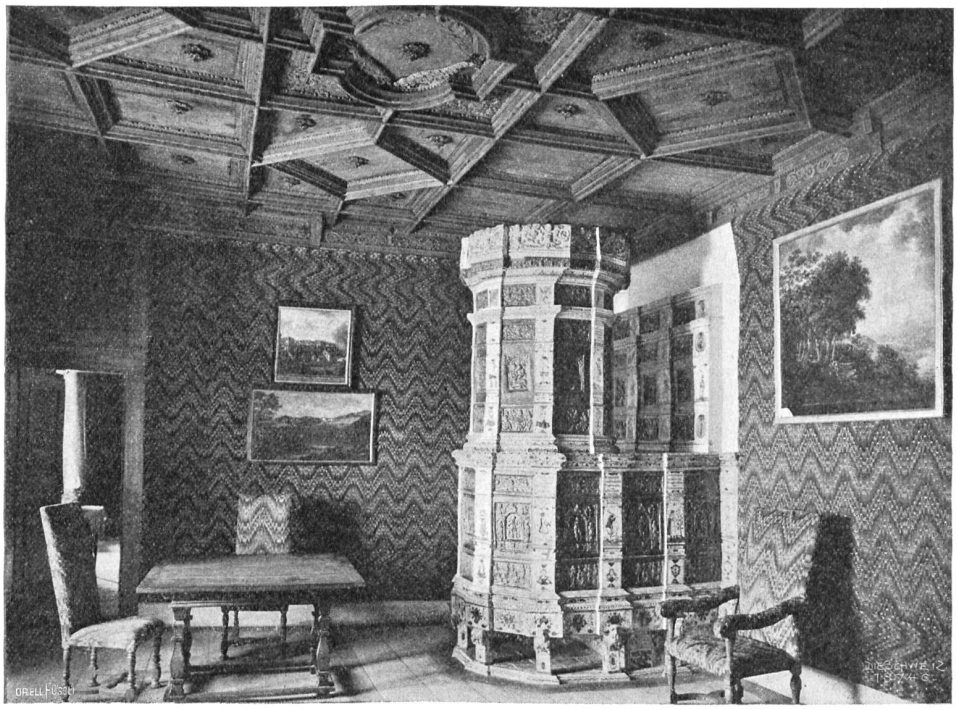
An einem Sommertag im Jahre 1715 ritt Felix Werdmüller mit ſtattlichem Aufzug in Elgg ein. Drei Jahre früher hatte er das Schloß erſtanden um 63,000 Gulden und 100 Dublonen Trinkgeld. Doch zog er erſt auf ſeinem neuen Landſitze ein, nachdem der Friedensſchluß des ſpaniſchen Erbfolgekrieges, worin er mitgefochten hatte, zu Ende gebracht worden war. Als General hat er in franzöſiſchen und holländiſchen Dienſten geſtanden. Sein Denkmal (ſ. S. 347) hat er von ſeinen Nachfahren geſtiftet bekommen; es iſt in der Schloßkapelle eingemauert. Sollte man die lateiniſche Inſchrift überſetzen? Da möchte ich lieber ſein Haus reden laſſen. Das hat er ausgeſtattet, darin hat er gewohnt; den matten und hellen Schimmer dieſer herrlichen Tapeten und Teppiche hat er in ſeinem Auge gefühlt, an dieſen formſchönen Möbeln und Oefen iſt er vorbeigeſchritten, er ſelbſt ein Cavalier in geſchmackvoller Kleidung. Darum iſt es, als würde ein anderes Leben in einen hineinquellen in dieſer Umgebung. Und doch hat der General es nicht lange ausgehalten auf ſeinem ſchönen Schloſſe. Er hat den Zürcherſtaub von der Perücke geſchüttelt und iſt bald wieder nach Holland zurückgereiſt. Unter jenem flachen blaſſen Himmel harrt er ſeiner Erweckung. Aber hier, in dieſem freudigroten Schlafgemach (S. 351 o.) hat er ſchlafend geatmet. Ueber die Wände wallt gepreßter, ausländiſcher Plüſch hinunter. Glutrote Blumenornamente ſchwimmen auf gelblichem Grunde, und auf taubenweißem Untertone ſtreben eingewobene Pilaſter am Wandrande hinauf. Sie geben den abſtechenden Rahmen. Die hochlehnigen Seſſel ſind in denſelben berückenden Stoff gehüllt. Das Auge kann Ernte halten im ſtärkſten, glühendſten Rot. Mit blendender Gewalt aber zündet der rote Vorhang des Prunkbettes aus der Ecke. Schilfgrüne, matte Seide weitet den Betthimmel inwendig aus, und die Schmuckfalten und Schnüre bieten nur rot und grün in fließender Abwechslung dar. Wie in einem mohnroten Kahn mochten die Träume des Schloßherrn ſich ſchaukeln; er ſtand freilich ſchon im Abendrot ſeines Lebens, er rückte bereits gegen die Sechzig.



Schloß Elgg. Untere Spionenkammer (mit Gobelins).

Schloß Elgg. Schlafgemach des Generalmajor Hans Felix Werdmüller, mit Blick in die obere Spionenkammer.

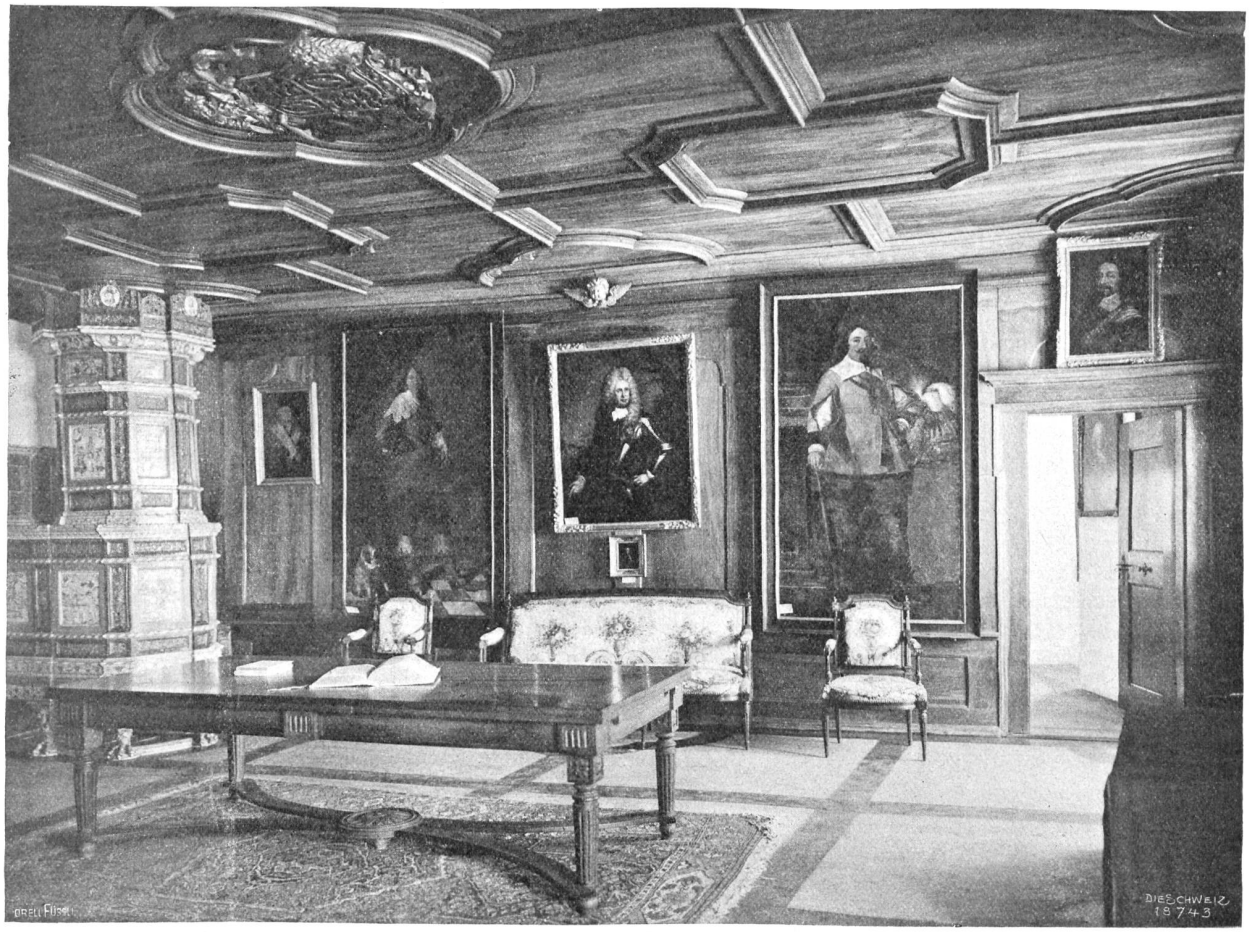
Aber all die Wärme und Wonne dieses roten Zimmers vermag doch nicht den kühlen nüchternen Plattenboden zum Leben zu bringen. Was soll der kalte Boden unter der roten Pracht? Er spricht als Merkmal seiner Zeit. Den feinen guten Bildnissen, die rundum verteilt sind, kann man lange ins Antlitz schauen; am längsten bannt natürlich das ruhige kluge Gesicht des Generals Werdmüller selbst. Aus einem Oval tritt es heraus. Es ist ein Gemälde von H. W. Limborch. Das Licht sprüht über die rechte gepanzerte Schulter, und die Allongeperücke rieselt stolz hernieder. Wenn er nun plötzlich in seinen stattlichen Locken und der zarten Halskrause unter dem Kinn durch sein Zimmer wandelte, so tönte allen Sinnen ein Farbenlied. Aber noch mehr Würde schlug an den Tag, wenn er unten in der Gerichtsstube (S. 348 f.) sein Amt versah. Das ist ein als typisch zu nehmender Raum für den Zimmerstil in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. In seiner schlichten Täfelung bricht schon die beginnende architektonische Gliederung der Wände durch in schlanken Kandelaberpilastern, die eine hübsche Unterbrechung der Fläche bedeuten. Das Büffett nennt mit der Jahreszahl 1583 sein eigenes Alter. Es trägt überdies in seinem Holz das eingeschnitzte Wappen des Zürcher Pannerherrn Lochmann und selbiges seiner Ehefrau. Auf diesem Kredenztische wird einmal der Pannerherr den silbernen Trinkbecher, den ihm die Elgger bei seinem Auftritte überreicht hatten, abgesetzt haben. Das Gießfaß nebenan ist aus blinkendem Zinn von überraschender Schwere. An den Friesen läuft eingelegte Holzzier hin. Oft sind wohl die angstvollen Blicke eines vor Gericht Zitternden den Schneckenlinien der Wandborten nachgejagt, weil sie nicht mehr hinausfliehen durften durch die damals noch winzigen Fenster. Wie Schlänglein, wie Fallstricke und Haken wanden sie sich dann im Holz. Unter einer Sammlung von Schwertern und Säbeln hat das breite stumpfe Richtschwert jetzt seine Ruhe gefunden. Es thront in der Mitte wie ein kaltgemachtes Schicksal. Die blanke Glorie einer tapfern Erinnerung aber glänzt hellauf aus den aufgerichteten Familienrüstungen, ein Lederkoller aus dem dreißigjährigen Kriege steht in stolzer Aufmachung da, sauber gelb, vornehm und kostbar, ein zähes, trotziges Leder ohne Wunde! Ferne verschollener Waffenlärm möchte



Schloß Elgg. Obere Spionenkammer mit Winterthurer Ofen aus dem Jahre 1668.

aufwachen, aber davon läßt sich heute kein Herz mehr einfangen. Auf dem Fenstersitze ruhen und ins Blaue hineinträumen und an denjenigen denken, der einem teuer ist, das ist doch weit schöner. Das Prickelnde kommt von selbst dazu, wenn ein Truhendeckel sich auftut, Schmuck und Schätze preisgibt. Da greift man zuerst einen Heiratskontrakt heraus auf keuschem Pergament; er wird ausgebreitet, bis er auf einmal so groß ist wie eine Tischplatte und einem das längst entschwundene Brautglück schier in die Augen brennt. Als zweites steigt ein rein gestochenes Siegel heraus; es bekräftigt mit seinem roten Munde eine kaiserliche Unterschrift aus dem Jahre 1679, die in verblaßtem Sammtumschlage schlummert mit Goldschnüren daran. Kaufbriefe, woran viele wichtige Siegel in Kapseln baumeln, gleiten durch die Finger, und dann legt man ein Gesetzbuch in gepreßtem Schweinslederband auf den Tisch. Beim Blättern enthüllt sich eine erste schriftliche Festsetzung der mancherlei starren, oft so unnützen Formeln, Satzungen und Gebote in der niedern Gerichtsbarkeit Elgg aus dem Jahre 1535. Es stelzt eine bedächtige kleine Schrift über das feuchte Pergament, aber die Luft wird kühl unter den leichten und schweren Dingen und dämpft einem den Atem. Aufschauen muß man! Die Familienbilder in der Gerichtsstube verdienen einen raschen Blick, nicht um ihrer Ausgezeichnetheit willen, aber wegen der Menschen darauf. Der Zürcher Seckelmeister und Reichsvogt Hans Conrad Werdmüller schaut aus ihrer Reihe herab. Er hat einst mit dem Statthalter Thomas Werdmüller, dessen Bild die Büffettwand ziert, den Zürcher Burgermeister Waser auf den Bundesschwur nach Paris als Gesandter begleitet unter den blau und weißen Farben. Zu den Geleitsleuten zählte noch ein dritter Werdmüller, Leonhard, der Gerichtsherr zu Oetlishausen. Sein Porträt fehlt ebenfalls nicht. Die Gerichtstube wüßte um vieles, das sich hier abgespielt hat. Um Lebensleid und Menschenlust. Es bleibt aber manches im Halse stecken, man kann nicht alles erzählen. Auch ruft die Spionenkammer (S. 350) mit ihrem vielsagenden Namen über die Schwelle. Etwas Seltenes bewahrt sie: Gobelins! Sie erscheinen als blaugrüne üppige Landschaftsbilder mit sonnenhellen Schlössern darin, vor denen Fontänen sprudeln und mancherlei Vögel in und unter den Bäumen flattern. Es fragt sich, ob sie aus Frankreich oder aus Holland stammen. Sie verlangen ein Bestaunen und ein kurzes Ueberdenken zugleich. In unserem Lande wurden einstmals alle bekannten Wandzierden aufgesteckt, von aufgespannter bemalter Packleinwand an über Tannengetäfer mit Bildern in den Feldern weg bis zu gepreßten Gold- und Ledertapeten. Einzig der Luxus von Gobelins blühte beinahe nur als Rarität. Die Wünsche zielten deswegen doch nach Wandteppichen hin; denn im Handel mit Oberitalien und beim Kriegsdienste in Frankreich und Holland schoß manchem die Sehnsucht nach den feinen fremden Dekorationen ins Auge. Aber es fiel niemals leicht, Gobelins in die Stube zu bekommen, nicht wegen schwierigen Herschaffens in die Heimat und gar nicht etwa wegen Mangels an Mitteln, sondern deshalb, weil man selten einen fertigen Teppich auffinden konnte, der genau in die zu Hause vorhandenen wartenden Räume hineinpaßte. Da treffen wir nun unsere Vorfahren alsogleich auf einem fröhlich pfiffigen Auswege. Wenn sie denn schon einen Gobelin erhandelt hatten, so mußte er sich auch einfügen, wie es die Wand verlangte. Einmal wurde ein allzu langes Stück umgeschlagen, ein ander Mal ein überzähliger Rand weggeschnitten, ohne daß das Herz weh tat im Leibe, und die Abfälle gerieten als Flicken an anderswo leer ausgegangene Stellen. So konnte es sich ereignen, daß ein vollkommen gewobenes Bild kurz und bündig unterbrochen wurde durch eine eigensinnige Zimmerecke. Aehnliches trägt auch diese sogenannte untere Spionenkammer auf dem bunten Gewissen. Die Gobelinwand hört schlankweg ohne Randkante auf hinter dem Ofen. Sie ist um den rechtseitigen schmückenden Blumenkranz gekommen. Solche Unbekümmertheiten waren aber allerorten der Fall zu damaligen Zeiten, und niemand kehrte sich

Schloß Elgg. Winterthurer Ofen (aus dem Jahre 1607) im Rittersaal.



Schloß Elgg. Rittersaal; an der Decke das Werdmüllersche Familienwappen.

daran, daß es ein Gefühl für ausgeglichene Raumfüllung geben könnte. Ihre glückvolle Freude hegten die Besitzer dennoch an den sammtweichen muntern Farbenwänden. Darum pflanzten sie niemals hohe Möbel in die Repräsentationszimmer mit Stoffbildern hinein, nein, das wenigstens taten sie nicht; der Wandteppich durfte nicht verdeckt werden. Da entstand die niedrige Kommode! Schränke und ragende Schreine wurden auf den Flur und in die Kammern verwiesen. Im Schlosse Elgg fanden sie genug Raum in den weiten Gesindestuben.

Gleich eine ebenso vortreffliche Augenweide spendet das obere Spionenzimmer (S. 351). Dort flammt nämlich vor den Wänden in Himbeerrot, Orange, Grün und Blau die ausgezeichnete Weberei des so geheißenen Punto ungarese. Wie das ineinandergreift und aufzüngelt in flackerndem Wellenmuster! Vielleicht prangt hier die einzig vorhandene derartige Wandbekleidung im ganzen Lande. Die köstlichen Gewebe wurden um die Wende des siebzehnten Jahrhunderts in vielen reichen Zimmern aufgespannt, aber nirgends sind sie frisch und vollständig hängen geblieben wie hier, als wären sie erst gestern hingeheftet worden. Ueber sich hat man die hübschen Profilierungen einer Kassettendecke. Sie zeigen deutlich bündnerische Arbeit. Der Fingerzeig weist auf den einstigen Gerichtsherrn Hercules von Salis-Marschlins hin, der die Decke wahrscheinlich anschlagen ließ. Aber erst der Ofen! Der ist ein Glanzstück, das einem den gelben Neid bis in die Haarwurzeln hinaufjagt. Er ist das lichte, heitere, wärmende Werk von Hans Heinrich Graaff, dem „Haffner zu Winterthur". Im Jahr 1668 hat er den Ofen vollendet. Wie edel der Turm aufgebaut ist von den schlanken Füßen bis zu seiner wunderbaren Krönung hinauf, das läßt sich auf dem Bild (S. 351 u.) bewundern. Aber das kreisende, bunte Spiel seiner Kacheln, das muß erst der wirkliche Tag ausstrahlen. Ueber die weißen Platten schlingen sich starkfarbige Blumen, die grünen Tafeln umfassen Figurenreliefs: die Fußwaschung ist zu sehen und das Urteil Salomons spielt sich ab in meergrüner Farbe. Dazwischen verteilen sich figürliche Sinnbilder der Jahreszeiten:

„Da kompt der suese most
Und füllet dan die Faß
Und macht dem Wingertman
Die Gurgel glat und naß"

verheißt der Spruch im Weinmonde. Denn jeder Monat stellt sich durch Bild und Reim ein. Ein unwiderstehlicher Ofensitz bannt den Fuß. Zwei kleine gelbe Löwen lagern wie Kätzlein auf den obersten Stufen an der Wärme. Und die Rückwand verkörpert

in ihren Feldern die Naturelemente durch Frauengestalten. Fürwahr, es hätte ein Junker dort keine lange Weile verspüren müssen, wenn er auf dem Ofentritt saß. Ich will nicht verraten, weswegen.

Die Edelsteine des ganzen Schlosses stecken im sogenannten Rittersaal (S. 352 f.). Das sind die Seidenmöbel im Stile Louis XVI! Man kann es nicht lassen, mit schmeichelnden Augen und Fingern darüberhin zu kosen. Auf dem perlweißen Seidengrunde liegen gestickte Blumensträuße, ruhen Blumen in Schalen so zart wie feine Blüten, die von weißen Händen im Schoß einer Frau gehalten werden. Es flimmert ein Rot heraus, wie jenes von süßen Erdbeeren, und ein Blau, wie jenes des vielbesungenen Bandes, woran die Schäferin ihr Lämmlein leitet. Und kein Gewinde gibt sich wie das andere. Gleich einem sommerlichen Rasenstreifen umsäumt ein resedengrüner Rand das Kissen. Das klingt leise hinüber in die nußbraunen Holztöne. Und wieder herrscht ein Winterthurer Ofen mit biblischen Bildern aus dem Jahr 1607 im Saale. So königlich schön er ist, er darf doch die Möbelpracht nicht überstrahlen. Die Innengestaltung des Rittersaales ist charakteristisch für das achtzehnte Jahrhundert. Von der Decke blickt das Familienwappen der Werdmüller von Elgg. Das Mühlrad darin geht auf den Stammvater dieses alten Zürcher Ratsgeschlechtes zurück. Er war Besitzer einer Mühle am unteren Werd an der Sihl. Und die drei Bären erinnern an das Kloster St. Gallen. Nur sind mit den Jahren aus den spitzen Bärenköpfen, weil die Tiere nicht immer gut und verständlich nachgeahmt wurden, grimme Hunde geworden mit Halsbändern. Man erkennt wieder einmal den Beweis, daß Wandlungen an historischen Dokumenten geschehen können. Zwei Kostbarkeiten schließt dieser Saal ein, die acht Seidenmöbel und dann neben dem Ofen ein Gemälde von der Hand Hans Aspers. Es macht die Persönlichkeit des Ratsherrn und Seckelmeisters Jacob Werdmüller lebendig, „eines allten, ernsthafften, dapfferen manns guter achtung und allts herkummens“. Aber es duldet noch andere wertvolle Gemälde um sich, lauter Bildnisse, und alle Dargestellten sind des gleichen Namens. Einmal ist ein junger Werdmüller darangegangen, sich selbst zu malen, und er hat ein auffallendes Porträt zuwegegebracht, das Bild eines Jünglings, der mit gespannten Augen und Lippen in offener Sehnsucht über einen Spitzenkragen hinaussieht. Der junge Mann ist frühe gestorben. Dann ist jener bärtige Mönch Werdmüller zu betrachten neben seiner Gattin. Er hatte sich im Ausland dem katholischen Glauben geweiht, und seine Familie im frommen Zürich konnte es schier nicht ertragen, wie das Geschrei in der Vaterstadt über ihn zeterte. Sie wollte ihn um des Himmelswillen zum alten Bekenntnisse zurückzwingen. Es hat dann bloß ein Frauenlächeln dazu gebraucht. Als sein Herz von einer Zürcher Jungfrau getroffen und erfüllt ward, da mochte er in keiner Mönchskutte mehr bleiben. Er nahm sich seine Eheliebste. Der berühmte General Rudolf Werdmüller, dessen Weltenlauf aus tausend originellen Einfällen zusammengewürfelt ist, hat vielfach gemalte Gestalt angenommen unter den Bildnissen. Als junger Kavalier ließ er sich malen, nachdem er 1630 zu Genf bei einem adeligen Bogenschießen die beste Gabe gewonnen hatte, worüber eines seiner halben Teufelsgeschichtchen umläuft. Im sogenannten Weiß-Saal, worin ein Himmelbett mit goldfarbenen Vorhängen Parade steht, hängt sein Kinderporträt. Zartgrüne Strümpfe, gelbgestricheltes Wams und Pumphosen herrschen da und zu all dem adeligen Putz ein altkluger Knabenkopf. Dann löst sich noch ein seltsames Bild aus der Schar: das fremdartige Gesicht jener türkischen Sklavin, die General Rudolf sich einmal aus Dalmatien mitgenommen hatte. Sie wundert sich aus dunkeln Augen heraus unter einem hellrotgestreiften Turbane. Eine Stumpfnase streckt sie, und rotblonde Haare umdrängen ihr junges Gesicht. Man denke und lache nur, lange Zeit mußte ihr Bild verkehrt hinter dem Ofen hängen, weil eine Heidin nicht offenen Angesichtes unter ehrlichen Christenleuten weilen sollte, auch nicht im Bilde. Sie ist aber getauft worden mit dem Namen Emerentia. Doch den Zürchern gab es jedesmal einen Stich und ein Gruseln, an sie denken zu müssen, sei es, daß es der ehemals Andersgläubigen galt, oder sei es, weil die Dalmatinerin wirklich so bestrickend gewesen ist, wie Conrad Ferdinand Meyer ihre Schönheit ausgemalt hat in seiner Novelle.

Außer diesem türkischen Abwege hätte man noch Dutzenden von Spuren nachzuziehen, bis alle Räume des Schlosses durchwandelt wären, hinter eisenbeschlagene Türen zu lauschen, vor meterdicken Mauern zu schauern, Küche, Kammern und Gelasse zu durchstöbern. Allein schon alle Werdmüllerahnen mit den vornehmen Gesichtern und Kleidern, den weißen Händen und hellen Stirnen haben Geschichte um Geschichte auf ihren Zügen und in den Augen. Sie sind da in dem Farbenreiche beisammen, einer neben dem andern, und machen Eindruck durch die wunderselige Vermischung ihrer verflossenen Geschicke mit der Gegenwart. Lauter Menschen, die den Namen Werdmüller führten und deren Leben durch Berg und Tal lief. Große gemalte Stammbäume an den Wänden geben Aufschluß über sie.

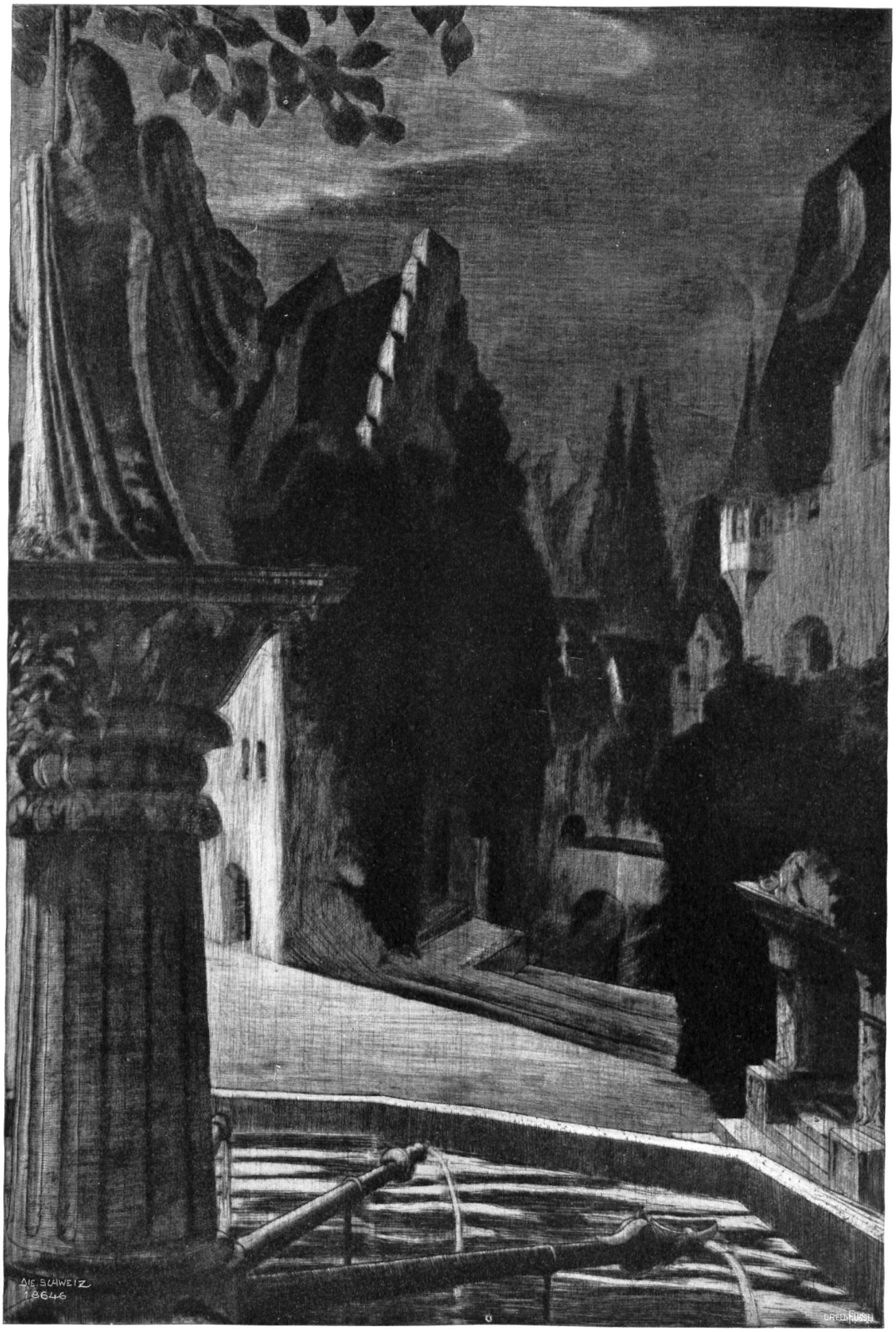
In der schreibefrohen Zeit des achtzehnten Jahrhunderts hat einmal ein geistlicher Werdmüller die Familiengeschichte niedergeschrieben; sie erzählt in zehn Quartbänden bis zum Jahre 1747. Darin sollte man behutsam lange blättern! Im Schlosse Elgg aber sollte man lange in der Stille verweilen, bis man die alte Zeit rauschen hörte. Die Vergangenheit müßte so vertraut naherücken, daß man darob hellsichtig würde. Es müßte ein besonders blinkendes Erlebnis daraus werden!

Aphoristisches.

Man soll von seinem Nächsten nicht mehr Gerechtigkeit fordern, als man ihm selbst zu verschaffen bereit ist — besonders nicht von der Gesamtheit seiner Nächsten: vom Staat!

Die schlechte Münze vertreibt die gute ... Das weiß jeder, der seine Gefühle gemünzt bei sich trägt!

W. Eggenschwyler, Turin.



Hans Wihig, Zürich.

Der Wächter.
Radierung (1912).